



Aussprache mit Aermel.

Von Erich Gottgetreu.

(Schluß.)

Der junge Mann fragte sich: Wäre jetzt nicht die Stunde der Abrechnung gekommen? Doch, es dauerte noch lange, bis er von dem, was ihn bewegte, etwas über die Lippen brachte. Es sah ihm wohl immer noch die Angst, der Respekt in den Knochen. Er verwünschte diese Angst, diesen Respekt, aber Angst und Respekt blieben, zu seinen Knochen hatte er keinen Zutritt.

Dann aber, der Gipfel war fast erreicht, mußte er doch Farbe bekennen. Denn unvermittelt fragte Aermel: „Sie denken doch, nicht wahr, gern an Ihre Schulzeit zurück?“

Der junge Mann antwortete: „Nein.“
Jetzt fielen die Sätze wie Sterne.
„Das ist doch beinahe ungebührlich.“
„Mir gleichgültig. Jedenfalls ist es wahr.“

„Ja, wieso denn nicht?“
„Weil Sie uns nur das Skelett des Lebens, aber nie das Leben gezeigt haben; nur das kitschige Abbild der Kunst, aber nie die Kunst selbst; weil Sie aus der Natur einen Schulgarten gemacht haben; weil Sie uns ein Geschichtsbild entwarfen, auf dem nur Könige, nie Völker eine Rolle spielten; weil Sie uns einen Patriotismus lehrten, der zur Grundlage nicht die Liebe zur Heimat, sondern Liebe zum Kaiser und zum Säbel hatte...“

Immer mehr hatten sich Aermels Augen geweitet. So frech hatte noch keiner seiner Schüler je zu ihm gesprochen. Der Mund stand ihm halb offen, dann quoll es heraus:

„Aber Kunst, das hätten Sie doch in dem Alter gar nicht verstanden. Und daß ich einen vaterländischen Unterricht gab, war doch eine Selbstverständlichkeit. Dafür war Krieg. Es gab ja in diesen Jahren überhaupt so wenig regelmäßigen Unterricht: Sie hatten Kohlenferien, dann mußten Sie Erntehilfe machen, die vielen Straßensammlungen, im städtischen Kartoffellager in Hilbersdorf waren Sie wahrscheinlich auch zur Hilfe. Und war es nicht schön, wie wir auf den Karren in der Masse entsprechend dem steigenden Vormarsch der Truppen die Front mit Fähnchen abgesteckt haben?“

„Aber Sie haben uns gleichzeitig zu Chauvinisten erzogen oder uns doch dazu erziehen wollen, und bei den meisten ist es Ihnen ja auch gelungen.“

„Ich habe die Richtlinien nicht überschritten. Ich bin Patriot.“

„Das sind andere auch.“
„Die Hauptsache ist, daß Sie in der Schule gelernt haben, wissenschaftlich zu denken.“

„Sie haben mit Unlust gelehrt, wenn Sie nicht grad vom Kriegsschauplatz, den Sie nie gesehen haben, sprachen — wie konnte man da mit Liebe bei der Sache sein!“

Die Unlust kam daher, weil Sie nichts als Dummheiten im Kopfe hatten.“

„Aber es gibt doch noch Lehrer, die ihre Schüler auch außerhalb eines Kriegsthemas zu fesseln vermögen.“

„Jeder hat eben so seine Art. Ich habe meine. Richtig undankbar finde ich Sie. Brauch mich aber nicht zu wundern. Mit Ihnen war schon in der Schule nicht viel los. Das habe ich ja immer gesagt, daß aus Ihnen nichts wird.“

„Ja, das haben Sie immer gesagt. Und was Sie damit für Minderwertigkeitsgefühle geschaffen haben, das scheint Ihnen heute noch nicht klar zu sein. Dankbarkeit verlangen Sie! Soll ich Ihnen dafür dankbar sein, daß Sie uns gequält und gehöhnt haben? Daß ich bei Ihnen nichts lernte? Daß ich Sie als meinen Feind empfand? Hört denn eine gewisse Gruppe von Lehrern — ich weiß, daß es auch andere gibt — hören Sie denn nie auf, die Schuld immer nur bei den Schülern, nie bei sich selbst zu suchen?“

„Aber ich sage ja, dafür war Krieg. Es waren unsere Gedanken und Interessen eben wo anders.“

„Nun, ohne daß ich Sie ohne das Zwischenspiel des Krieges für einen begnadeten Pädagogen halten könnte, gebe ich diesem negativen Einfluß gern zu. Aber dann wollen wir das doch auf alle Fälle festhalten: wieder der Krieg —!“

Entsetzt blickte jetzt Aermel seinen „Schüler“ an: „Ach, Sie sind wohl Pazifist?“

Und der junge Mann antwortete freimütig: „Ja.“

Da fehlten dem Aermel weitere Worte. Hart steckte er den Wanderstock in die Erde, Stück um Stück. Er sagte gar nichts mehr, dachte nur verächtlich: Wahrscheinlich Jude.

Endlich waren sie auf dem Berggipfel angekommen; noch immer nebelte es. Im Berghotel, in dem sie beide übernachtet wollten, aßen sie zu Abend. Dann schrieb sich der Lehrer ins Gästebuch ein, setzte vor seinen Namen: Heil Hitler; trotz alledem! — steckte sich eine Zigarre an und las die Zeitung. So hatte ihn der junge Mann früher oft in der Straßenbahn gesehen, sie hatten einen gemeinsamen Schulfach: Lehrer und Schüler, Herr und Knecht, das Spießer-geflüster hinter der Zeitung, die Kinderaugen in der lateinischen Grammatik... es schüttelte ihn.

Er wollte ihn jetzt nicht mehr länger sehen, wünschte Gute Nacht, Professor Aermel erwiderte den Gruß höflich. Dann ging der junge Mann hinauf auf sein Zimmer.

Es dauerte lange, bevor er einschlafen konnte. Und als das Oberbewußtsein endlich abgeschaltet war, fand er noch keine Ruhe — sondern federte von einer Seite zur andern

und sah im Traum:
den Aermel
das Katheder
den Aermel hinter dem Katheder
dieses schadenfrohe, gemeine Gesicht, das ihn andrängte, wie eine Peitsche schlug die Zeitung, die Straßenbahn, das Gesicht, kämpfende Soldaten, die Zeitung, das Gesicht —
da sprang er auf
das Taschenmesser in der Hand
stach er auf Aermel ein
und sah rot — —

Er mußte wohl im Schlaf geschrien haben, denn die Tür öffnete sich, Aermel, den er geweckt hatte, stand im Nachthemd da und fragte, was los sei.

Der junge Mann antwortete schroff: „Ich habe Sie erstochen.“

Da malte ein schrilles Lachen über den Flur, Aermel schüttelte sich, so ein guter Wiß war ihm lange nicht erzählt worden, also so ein Phantast war dieser Bursche. Dann schloß er die Tür.

Das Lachen war das letzte gewesen, was der junge Mann von seinem Lehrer sah und hörte. Als er am nächsten Morgen unten am Frühstückstisch erschien, war Aermel schon über alle Berge.

Der Rebel hatte sich jetzt verzogen. Die Sicht war klar. Unten breitete sich im goldenen Leuchten des Morgens ein bunter Teppich von Wäldern, Wiesen, Feldern. Hier und da weißrote Tüpfen, das waren Dörfer. Er sah lange hinab.

Ein Kaufmädchen.

Wir sind achtzehn Metallstecher im Saal Nummer zwölf; nebeneinander arbeiten zwanzig, Geräusche hören den ganzen Tag nicht auf, und manchmal wird einem der Lärm zu viel. Einer wie der andere ist schweigend in seine Arbeit versunken; die Gesichter sehen alle verdrossen aus; niemand lacht oder sucht ein Gespräch. Schweigend und verdrossen wird gearbeitet.

Wenn aber das junge, schlauke Kaufmädchen in den Saal kommt, schimmert über alle Gesichter etwas Freundliches, Wohlwollendes, Bäterliches und Gütiges. Das Mädchen schleppt verschiedene Materialien, die im Laboratorium gebraucht werden, durch unsern Saal und verläßt ihn immer durch dieselbe Tür. Wir sehen ihr nach. Sie macht acht

Stunden Dienst, sagt nie ein Wort, ist immer flott unterwegs und rührt uns deshalb.

Es liegt daran, genau genommen, daß sie grau erscheint. Ihr ärmliches, gesticktes Kleidchen ist grau, ihre Hände sind grau, ihr Gesicht ist grau, ihre hellblonden Haare sind grau, ihre blauen Augen sind grau, ihr Lächeln ist grau, ihre achtzehn Jahre sind grau, — alles an ihr ist grau in grau.

Die Arbeit hat sie so verfärbt, so durch und durch mit Grau unscheinbar gemacht und aller lebendigeren Farben beraubt. Sie kommt uns schmachvoll bestohlen vor: um ihre Jugend, um ihre Anmut, um ihre Geisteskraft, um allen Genuß in ihrem Herzen. Auch dieses Herz hat während der Kindheit ein Traum genährt, aber dann kam das Erwachen, die Arbeit in der Fabrik.

Den Schatz an Lebensfreude, an Fröhlichkeit und Kraft, der auch ihr zugebracht gewesen war, hat sie wie kennen gelernt. Sie ist Kaufmädchen in unserer Fabrik, achtzehn Jahre alt, und weiß nur um die graue, zerstörende, lähmende, ununterbrochene Arbeit. Grau in grau zieht sie täglich hundertmal an unsern Blicken vorüber, und wir fühlen uns gemiert, daß sie unser Männergeschick teilt. Wir möchten, daß sie uns etwas vortäuge, vortanze, — aber was fragt das Leben nach solchen sentimentalen Wünschen! Wir sind achtzehn Metallstecher im Saal Nummer zwölf; wir haben zu arbeiten; das Mädchen hat zu arbeiten, — wehe dem, der andre Wünsche hegt als den, jeden Tag von früh bis Abends arbeiten zu dürfen!

Marim.

Ungewöhnliche Nacht.

Von Joseph Bernthaler.

Es war kein Spuk in jener Nacht, die ich im D-Zug in einem Abteil 3. Klasse auf der Fahrt von Hamburg nach München verbrachte; es schien mir aber mein Erlebnis damals auch nicht als eines der wahren Wirklichkeit: in einem uns Menschen seltsam berührenden Zustand zwischen Wachen und Träumen geschah es mir.

Ein Herr und eine Dame saßen mit mir in dem Abteil und noch dieser Mann, dessen Gesicht mit einem taschentuchgroßen Stück Seide vermommt war, so lange er mit uns reiste. Er saß schon in der einen Fensterreihe, als ich, in Hamburg, als zweiter Gast aufstieg und ihm gegenüber Platz nahm. Anfänglich beunruhigte mich dieser Mann mit dem schwarz-verhüllten Gesicht nicht besonders; ich war der Meinung, daß er ein kleines Schläschen halte, wozu er, zum Schutze seiner Augen gegen das Decklicht, das schalartige Stück über sein Gesicht gedeckt. Erst als wir uns draußen in Nacht und freier Strecke befanden, wurde mir mein bewegungsloses Gegenüber ohne Gesicht unheimlich; um so mehr dieses gar nicht wie ein Schlafender daß, sondern eher mit der Haltung eines Menschen, der beständig bereit ist, aufzuspringen, um nicht das Ziel seiner Reise zu verpassen. Es war mir daher angenehm, daß sich das Ehepaar bald nach Hamburg in unserm Abteil niederließ.

Der Vermummte rührte sich bei Anbruch nicht vom Platze; steif, aufrecht und ohne sich an die Rückwand zu lehnen, mit dem in die Stirne gedrückten heißen Hut, unter den die Seide gesteckt war, bot er den beiden mitten in der Nacht zugestiegenen Leuten, als sie sich zurechtgesetzt hatten, einen nicht gerade freundlichen Anblick. Die Dame empfand auch so-

gleich das Ungewöhnliche und machte-leise ihren Mann darauf aufmerksam. Dieser, neben dem seltsamen Reisenden sitzend, rückte von ihm weg und nickte seiner Frau mit großen Augen zu.

Bald war ich, wenigstens in Anbetracht dieser beängstigenden Erscheinung, wieder allein: der Herr und die Dame waren nach einigen fünf Minuten eingeschlummert; wachend saß ich dem Vermummten gegenüber, allein also mit ihm in der Stille, im Däuser der gleichmäßig durchstrahlten Nacht, die draußen von Schienen- und Rädergeräusch im Takte aufbrausete und wieder verstummte weit zurück im schlafenden Land, hoch im sternenlosen Himmel. Nichts geschah: das Geheimnis des Mannes blieb dunkel und beängstigend wie die Nacht; sein Menschenantlitz, das zu sehen jedermann zu fordern berechtigt ist, blieb schwarz, verschlossen — ein Loch, schwärzer als die Fensterscheibe neben ihm, das dieses schwarze Ungelut, diese Maske noch spiegelte, so daß sie auch draußen in der fassenden Nacht war und hereinblickte mit ihrer Stummheit wie das Zeichen eines Gerichteten. In einem Hause, in einer schwach erleuchteten Stube und allein wachend neben einem Toten, eben von der Strafe heringebrachten tödlich Verunglückten glaubte ich zu sitzen, als auch ich leicht einnickte; und den Vermummten auch im Traume mir gegenüber spürend, versuchte ich, dessen schwarzes Tuch von dem Gesichte zu entfernen. Sein steifer Bunt fiel dabei kollernd und wie eine Pappschachtel auf den Boden, aber die Seide blieb an dem Gesichte haften. Nach wiederholten Versuchen zerriß es: darunter jedoch war ein neues, unversehrtes Stück schwarzer Seide sichtbar. Unter diesem von mir in dem halbwachen

Traume aus der Vergangenheit empfundenes Tun, erhob sich der auf lahter Britische liegende Leichnam, das seidene Tuch vom Gesicht zerrend; er stieß dabei mit der Hand an mein Knie. Ich schnellte empor aus dem qualenden Halbschlaf: der Mann stand mir gegenüber, den Koffer in der Hand; sein runder Hut lag mit dem weißen Futter nach oben auf der Bank. Als er mich so erschreckt auffahren sah, wandte er sich diesem zu wie um nach seiner Kopfbedeckung zu greifen. Die wenigen Augenblicke hatten genügt, daß ich sein nun unvermummtes Gesicht sah, ein Antlitz, das keines mehr war; ohne Nase, mit einem Mund, der nur mehr aus runzligen Resten der Lippen bestand, und einer Haut, die wie verbrannt, verkohlt die menschlichen Züge verunstaltete; wären die braunen guten Augen nicht in diesem Gesicht des Grauens gewesen, die imstande waren, das gemarterte Antlitz mit Schönheit zu überstrahlen in der kurzen Zeit, in der ich es zu sehen bekam, so hätte ich wohl geglaubt, nicht geträumt zu haben.

Nachdem er das Stück Seide in die Föhlung des Hutes gestopft und diesen aufgesetzt, ging er leise und ängstlich, fast wie verlegen, durch das Abteil in den Gang hinaus. Noch bevor er aber nach vorne zu der Wagentüre entwand, blickte er zu mir zurück. Unsere Blicke trafen sich, wie ertappt sah er mich an, begütigend ruhte sein strahlender Blick auf mir: habe keine Angst, sagten sie warm, diese Augen, die das blutig schorfige Gesicht, das schauerlich geschändete, noch verschönten.

Gleich darauf hielt der Zug in einer größeren Station. Das Ehepaar erwachte mit dem Stoße des Anhaltens und dem Geziße der Bremsen. „Ist er fort?“ fragte mich der Herr. „Ja“, sagte ich, verschwieg aber das Geheimnis des Mannes, der uns eben verlassen hatte.

Die Farbe des Blutes.

Es ist jedem geläufig, daß dieser lebenswichtige Saft blutrot ist. Wenige aber wissen, daß die rote Farbe nur einem Bestandteil des Blutes zukommt, nämlich den roten Blutkörperchen. Und auch diesen nur im auffallenden Lichte. Das Flüssige des Blutes, in dem die Blutkörperchen schwimmen, ist leicht gelblich und durchsichtig. Die Blutkörperchen des Menschen sind kreisrunde Scheiben, die in der Mitte eine Delle haben. Sie zeigen eine glockenförmige Gestalt, die sich erst beim Verlassen des Körpers zur Scheibe abflacht. Ihren Durchmesser ist sechs- bis neuntausendstel Millimeter. Sie machen noch nicht den vierten Teil des Blutes aus. Demnach ist das Blut ein dünnflüssiger Brei oder eine Suppe. Fällt Licht durch eine ganz dünne Schicht Blut, dann erscheinen die Blutkörperchen grünlichgelb. Die Farbe ist abhängig von dem in den Blutkörperchen vorhandenen Gehalt an roten Blutfarbstoff, einem eisenhaltigen Eiweißkörper, dem Haemoglobin. Das Rot wird heller, wenn Sauerstoff hinzutritt, dunkler, wenn er fehlt. Die Blutkörperchen führen ihn in den Adern zu den Organen des Körpers, um dort die Zellatmung zu unterhalten. Deshalb ist das aus dem Körper zum Herzen zurückfließende Blut dunkler als das der Schlagadern. Da die Versorgung des Blutes mit Sauerstoff in der Lunge vor sich geht, muß im Lungenblutkreislauf das Far-
benverhältnis sich natürlich umkehren. Das dunkel gefärbte der Lunge zugeführte Blut strömt von ihr aus dem Herzen hellrot gefärbt wieder zu. Größe, Gestalt und Zahl der roten Blutkörperchen sind bei verschiedenen Tieren

nicht gleich. Der Elefant hat beispielsweise nur zwei Millionen Blutkörperchen von neun-tausendstel Millimeter Durchmesser im Kubikmillimeter Blut, die Ziege dagegen achtzehn Millionen, aber nur dreieinhalbtausendstel Millimeter große. Die Vögel, Reptilien und andere Kaltblüter haben ovale Blutkörperchen, die Kerne im Innern haben und die doppelte und dreifache, ja fast die zehnfache Länge und die fünffache Breite der menschlichen Blutkörperchen erreichen. Merkwürdigerweise haben Lama und Kamel als einzige Säugetiere ebenfalls solche ovale Blutkörperchen. Man darf aber nicht denken, daß Rot ein für allemal

die Farbe des Blutes sei. Nein, es gibt echte blaublütige Lebewesen, zu denen z. B. die Rüd-wärtsler, die Krebse, zählen. Auch Storpione, Spinnen, Wäscheln und Schnecken genießen diesen Vorzug. Hier ist statt des Eisens Kupfer im Blute enthalten, das bei Sauerstoffzutritt heller blau wird.

Wo die Atmung durch ein Röhrensystem, die Tracheen, unmittelbar in den Organen vor sich geht, fehlen auch im allgemeinen die Träger des Sauerstoffes, die Blutkörperchen in der Blutfähigkeit. So ist auch von diesem Gesichtspunkt aus das Blut ein ganz besonderer Saft.

Dr. D. Popik.

Gesundes Wandern.

Ärztliche Ratschläge für die Ferientwanderung.

Alljährlich durchziehen viele Tausende zur Sommerzeit und Ferienzeit die Wälder und Täler, über Berge und Höhen, um gekräftigt an Seele und Körper wieder heimzukehren. Jedoch wird häufig genug die Freude am Wandern empfindlich getrübt, wenn die Gehwerkzeuge anfangen, beschwerlich zu werden. Und doch ist es möglich, durch Befolgung ganz einfacher Regeln kleinere und größere Störungen der Wanderlust zu verhüten. Vor allem spielt das Schuhwerk eine große Rolle. Wanderschuhe sollen bequem sein, gut sitzen und feste Sohlen haben. Bei älteren Tourenschuhen wird das Oberleder leicht steif und hart. Durch Einschmieren mit Stiefelcreme durch Kneten und Pressen kann es immer wieder geschmeidig gemacht werden. Mit Stiefelschuhen kann man keine Hochtouren machen; die Abfälle dürfen lediglich Mittelhöhe haben. Neue Schuhe schmerzen gewöhnlich zu Beginn des Tragens; man sollte sie daher schon einige Tage vor der Wanderung in Gebrauch nehmen.

Auch die Strümpfe sind nicht ganz gleichgültig. Sie sollen nicht zu eng und nicht zu weit sein, sie dürfen keine Falten schlagen und an Fehen und Fersen möglichst wenig gestopft sein, da sie sonst leicht drücken. Am zweckmäßigsten sind leichte wollene Strümpfe. Bei Wanderungen in der heißen Sommerzeit sollte man, wenn irgend möglich, täglich frische Strümpfe anziehen. Eng anliegende Strümpfbänder begünstigen die Entwicklung von Krampfadern. Wenn man überhaupt runde Strümpfbänder benutzen muß, so empfiehlt es sich, sie oberhalb der Knie zu tragen. Am allerwichtigsten ist jedoch die sachgemäße Pflege der Füße. Fühneraugen und verhornte Stellen sind vor Antritt der Wanderung gründlich zu entfernen. Die Nägel dürfen nicht allzu kurz geschnitten werden, vor allem nicht an den Seiten, da sonst leicht eine Randentzündung, ein eingewachsener Nagel, entsteht. Es empfiehlt sich, die Füße vor der Wanderung mit Vircidolal einzureiben. Personen, die an starker Schweißabsonderung leiden, sollen die Füße mit Schweißpuder bestreuen oder in die Strümpfe vor dem Anziehen etwas Puder schütten. Grundsätzlich sollte jeder Wanderer allabendlich ein Fußbad nehmen. Selbst die kleinsten Verletzungen oder Hautabschürfungen an den Füßen müssen beachtet und sauber verbunden werden. Denn sonst gelangen nur zu leicht Schmutzteile und giftige Keime in die geringfügig erscheinende Wunde Stelle. Die Folge sind heftige Entzündungen, ja mitunter sogar Blutvergiftungen mit tödlichem Ausgang.

Das Aufstechen von Blasen darf nur durch ärztlich geschulte Personen vorgenommen werden, die über sterile Instrumente und steriles Verbandzeug verfügen. Sonst ist auch hier

die Gefahr der Blutvergiftung außerordentlich groß.

Ein wichtiges Problem des Wandersportes ist der Durst, der während der Bewegung nicht durch hemmungsloses Trinken gestillt werden darf, da durch die oft erheblichen Flüssigkeitsmengen sonst leicht eine Abnahme der Leistungsfähigkeit hervorgerufen wird. Spülen des Mundes mit kaltem Wasser oder Saugen an einer Zitronenscheibe sind bewährte Mittel, um auf der Wanderung die quälendsten Durstgefühle zu lindern. Erst abends im Quartier dürfen langsam, in mäßigen Mengen alkoholische, nicht zu kalte Flüssigkeiten getrunken werden.

Bei der Auswahl der Kost sollen auf der Wanderung schwer verdauliche Speisen vermieden werden, da sie den Verdauungsapparat — zum Nachteil der Muskulatur — unnötiger-

weise belasten. Die festen Speisen sollen gut durchgaut werden, gut verdauliche nahrhafte Suppen sind recht empfehlenswert.

Bezüglich der Kleidung ist zu sagen, daß leichte, poröse, gut schweißaufsaugende und zugleich gut waschbare helle Stoffe vorzuziehen sind. Man sollte es nach Möglichkeit vermeiden, schon einmal durchgeschwitzte Kleidungsstücke wieder anzulegen, ohne sie vorher gewaschen oder zum mindestens gründlich durchgelistet zu haben. Auf der Wanderung wird dem erhitzten Körper ein Luftbad hinter der geschützten Decke oder ein Freibad die ersichtliche Kühlung und Erfrischung bringen. Zugleich haben auch die im Schatten aufgehängten Kleider Gelegenheit, auszutrocknen und den Schweiß verdunsten zu lassen.

Ein sehr gutes Erfrischungsmittel für hitzige Wanderer ist das Eintauchen der Hände, vornehmlich der Handgelenke, in kaltes Wasser; auch das Auslegen eines wassergetränkten Tuches auf den Nacken erfrischt recht angenehm und kühlt ab.

Wenn jemand auf der Wanderung, zumal an heißen, schwülen Tagen, Kopfschmerzen vor den Augen, Ohnmachtsanwandlungen, also Anzeichen von drohendem Hitzschlag auftritt, muß unbedingt eine Ruhepause sofort eingeschaltet werden. Man lagere sich im Schatten, öffne alle beengenden Kleidungsstücke und trinke schluckweise kühlende Flüssigkeiten gegen die Wärmestauung im Körper.

Der ganze gesundheitliche Rußeffekt der Wanderung wird zunichte gemacht, sobald man nicht auf die Stimme der Vernunft hört und jegliche Ueberanstrengung vermeidet.

Dr. med. H. B.

Ein Sonnenkind.

In einem schmalen Knickwege, draußen am Rande der Stadt, patzte ein kleines dreijähriges Dirnlein vor mir her. In weißem Kleide, mit nackten Armen und Beinen, sonnengebräunt. Das krause Flachshaar wehte im Morgenwinde.

Schmetterlinge wollte es fangen. Sah selbst aus wie ein Schmetterling.

Da schwirrte über den Knick ein Sonnenkindchen her, noch etwas taumelnd, und setzte sich — pardanz — dem kleinen Fiesel auf den Nacken. Da sah es gut, am molligen Nacken, und fing an zu marschieren. Es hatte auf seinem blanken Rücken vier hübsche goldrote Flecke. Ganz sonnenweiche Füße hatte es mit feinen Häutchen.

Aber es kitzelt, wenn ein Sonnenkindchen friecht. Fiesel griff mit der Hand danach, und schon hatte sie es gefangen. „Oh!“ rief sie laut und setzte es auf den Handrücken. „Ich hab, ein Sonnenkind! Das bringt mir Glück!“ Sie zeigte es mir; denn ihre Eltern waren weit voraus.

Doch plötzlich war das Sonnenkindchen weg. Die Hand war leer. „Es ist heruntergefallen!“ rief Fiesel betrübt. „Ich muß es wieder suchen!“ Mit ihren beiden Patscharmen stemmte sie sich gegen meine Knie, um mich zurückzudrängen. „Du darfst hier jetzt nicht längs gehen“, sagte sie. „Mein Sonnenkind liegt hier irgendwo; du trittst es sonst tot!“

Ich mußte am Wege stehen bleiben und warten.

Da kam gemächlichen Schrittes ein alter, weißhaariger Herr den gleichen Weg geschritten.

„Du mußt auch stehen bleiben!“ rief Fiesel ihm zu, sagte ihn bei der Hand und stellte ihn neben mich — schön ausgerichtet.

„So,“ sagte sie, „da bleib’ stehen!“

Ich sah mit leisem Lächeln auf meinen Nebenmann. Was war das doch für ein Gelehrtenkopf! Er glück aufs Haar dem Ordinarius für Philosophie an unserer Universität. Das hatte aber nichts zu sagen. Stehen bleiben mußte er doch. Er tat es lächelnd.

Fiesel suchte das Erdreich ab nach ihrem Sonnenkinde. „Ich sag’ euch dann Bescheid!“ rief sie uns beiden zu. „Ihr dürft nicht eher weitergehen.“

Da kam ein dritter Mann — anscheinend ein Handwerker, der irgendwo von seinem Stück Land kommen mochte. „Halt!“ rief Fiesel ihm zu. „Hier nicht vorbeigehen!“ Sie sprang herbei, sagte ihn an der Hand und stellte ihn neben uns in die Reihe. Er ließ sich das gefallen und lachte gutmütig. So standen wir zu dritt und durften uns nicht vom Flecke rühren. Vor uns kniete das Püppchen.

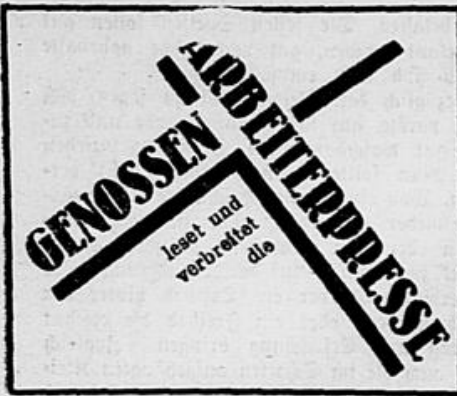
Da jubelte es: „Ich hab’ ihn! Komm, du liebes Sonnenkind! Sie dürfen dich nicht treten. Ich hab’ gut aufgepaßt.“

Fort lief sie, ihren Eltern nach, mit gütlichem Geplapper. Uns hatte sie vergessen.

Erst als sie schon weit weg war, wandte sie sich um und winkte mit der Hand: „Jetzt könnt ihr kommen!“

Ich bin nicht sicher, doch mir war es, als schritt ich behutsamer über den Fleck, wo dies geschehen war.

Wilhelm Plog.



Was mancher nicht weiß.

Ein wirkliches Plakat für tolle Autofahrer ist in einer französischen Stadt angebracht. Da steht: Wenn Sie langsam fahren, werden Sie unsere Stadt sehen, sie ist sehr schön; wenn Sie schnell fahren, werden Sie unser Gefängnis sehen — es ist kalt und feucht.

Mäuse können den Geruch von Terpentin nicht vertragen.

In Afghanistan, in Liberia und auf Island gibt es keine Eisenbahn.

Ein Känguruh-Junges ist bei der Geburt kleiner als eine Maus. Ein Elefant dagegen wiegt über hundert Kilo.

In Tibet grüßt man, indem man die Zunge heranschiebt.

In Arabien dürfen nur Mohammedaner Auto fahren.

Kamele und Schweine sollen die einzigen Tiere sein, die nicht schwimmen können.

Krebs ist bei den Frauen verbreiteter als bei Männern.

In Mexiko gibt es eine kleine Eidechse, den sogenannten „mexikanischen Drachen“, der imhause ist, auf der Wasseroberfläche zu laufen.

Hundetollkorn kommt im Winter öfter vor als im Sommer.

Gärtner sollen durchschnittlich eine längere Lebensdauer haben als andere Berufsstände.

In Irland gibt es an einem See einen sehr alten Baum, von dem der Volksglaube geht, daß jeder, der an Zahnschmerzen leidet, nur eine Nadel in die Rinde zu stecken braucht, um sofort geheilt zu sein. In dem Stamm befinden sich demgemäß Tausende von Nadeln.

Unter der Oberhaut des Chamäleons liegen verschiedene Schichten von Zellen, die mit Farbstoffen gefüllt sind. Diese Zellen kann das Tier willkürlich beeinflussen, so daß sie dieselbe Farbe geben wie die Umgebung. Dadurch kann das Chamäleon sich vor seinen Feinden oder seiner Beute verbergen.

In alten Tagen glaubte man, daß vom Herzen eine besondere Ader zum vierten Finger führe, und da man annahm, daß die Liebe aus dem Herzen komme, steckte man den Verlobungsring an den vierten Finger.

Wenn jemand in früheren Zeiten einem anderen einen Dolch steckte, so war das eine Herausforderung zum Duell. Daraus leitet sich der Aberglaube her, daß man „die Freundschaft zerschneidet“, wenn man jemandem einen spitzen Gegenstand schenkt.

Weiteres.

Lakienjele. Dem Herrn Direktor fällt die Zigarre aus dem Mund. Er und der Herr Registrator suchen eifrig danach unter dem Schreibtisch. „Sapperlot“, ruft der Direktor ärgerlich, „jetzt bin ich daraufgetreten.“ — „Doch nicht, Herr Direktor“, sagt der Herr Registrator mit schiefgezogenem Gesicht, „es war erfreulicherweise bloß mein Daumen!“

Die ängstliche Gattin. „Max, du willst heute abend schon wieder ausgehen, wo du doch weißt, daß nächste Woche die Miete fällig ist?“ — „Aber Kindchen, bis dahin bin ich doch längst zurüd!“

Zusatz. Auf der Straße ging die Hochblondine. Hinter ihr unbemerkt zwei Männer. Mit je drei Schritten Abstand voneinander. Plötzlich knipst der Hintere dem Mittelmann auf die Schulter: „Laufen Sie gefälligst nicht der Dame nach. Das ist meine jahrelange Freundin.“ Der andere dreht sich ruhig um: „Entschuldigen Sie schon, Sie werden recht haben, aber die Dame ist außerdem noch meine jahrelange Frau.“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Brettnitz Nr. 65 bei Teplitz-Schönau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 91.

Von Gen. Gustav Triltsch, Wisterschan.
Schw.: Kg7; Sh4; Bc6, g5, g6 (5).



Weiß: Kf1; Dh1; Th8; Lg2; Sf7; Bc5, g4 (7).
Matt in 2 Zügen.

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen an Gen. Wenzel Scharoch, Brettnitz, einzuliefern.

Lösungszug zu Nr. 88: Se5—f3.

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robert Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, alle aus Krivkau; Wenzel Adolf, Arndorf bei Doiba; Sotola A. J., Bodenbach II; Dinnebiert Emil, Teplitz; Beutel Wilhelm, Arndorf bei Teplitz; Bentert Eduard, Schaiba; Steiner Eduard, Schönfeld; Rehler Eduard, Bolkau; Wilbrosch Adolf, Tichau; Hillgarth Hermann, Neu-Bistritz; Scheitler Franz, Gell. Alois, Sieb. Oskar, alle Teplitz; Albert Rudolf, Prosseditz; Schlotter Heinrich, Graupen; Cuiol Adolf und Triltsch Gustav, Wisterschan; Settmacher Arthur und Matécha Rudolf, Brettnitz. Nachtrag Nr. 87: Bentert Eduard, Schaiba.

§. Josef, Markersdorf: Nr. 2 nach Sg5—f7+ im 1. Zuge.

W. Wilhelm, Arndorf b. T.: Nr. 11 ist korrekt, es lag ein Irrtum vor.

Der Geschäftsmann. Hans kommt aus der Schule und fragt die Mama: „Sag mal, wieviel bin ich wert.“ — „Aber Liebling“, antwortet die gerührte Mutter, „du bist mir nicht für eine Million feil.“ — „Also schön“, meint der Junge. „Dann wirfst du mir doch gewiß fünfzig Pfennig geben.“

Der Sohn. „Rein, er raucht nicht.“ — „Trinkt auch nicht?“ — „Niemals!“ — „Geht auch nicht bummeln?“ — „Rein, abends um acht Uhr schläft er schon.“ — „Und wie ist es mit den kleinen Mädchen?“ — „Die existieren für ihn nicht.“ — „Donnerwetter! Sind Sie aber ein glücklicher Vater! Wie alt ist denn Ihr Herr Sohn?“ — „Drei Jahre, fünf Monate.“

Praktikus. „Brzejant, ich dachte, Sie wären Wajedarier?“ — „Da hamje richdch gedacht.“ — „Ich denke, Wajedarier essen gee Fleisch.“ — „Das schimmd affallend.“ — „Na, Sie freßn doch awer momendan 'ne Kalbschaze!“ — „Das is für mich öhmd auch 'ne Frucht.“ — „Hähä, Sie wollen mich wohl veräbbeln! Eine Kalbschaze is doch keine Frucht!“ — „Für mich, ja. Für mich isses 'ne verbodene Frucht.“

Partie Nr. 14.

Unregelmäßig.

Gespielt im Berliner Klubmeisterturnier.
Weiß: Rauch. Schwarz: Czach.
1. f2—f4 c7—c5
2. e2—e4 e7—e6

Damit gelangt die Partie in eine Variante der sizilianischen Partie, die aber nicht günstig für Weiß ist.

3. Sg1—f3 Sb5—c6
4. Sh1—c3 d7—d5
5. e4—e5
Besser ist e×d5 e×d5, d4.
5. Lc8—d7
6. Lf1—e2 Sc8—h6
7. 0—0
Besser d2—d4.
7. Sh6—f5
8. d2—d3 h7—h5!
9. Sf3—g5

Weiß steht sehr gedrückt und ist um eine gute Fortsetzung schon verlegen; auch dieser Springerausfall hat keine Bedeutung, da er bald zum Rückzug gezwungen wird.

9. e7—g6
10. Le2—f3 Lf8—e7
11. Sg5—h3

Es drohte S×e5.

11. Sc6—d4

Schwarz hat nun die überlegene Stellung.

12. Sc3—e3 Dd8—b6

13. e2—e3 Sd4×e2+

Nicht S×f3, denn der Läufer hat wenig Wert in dieser Stellung und der Se2 droht nach S×f3 T×f3 nach g3 zu gelangen und Sf5 zu tauschen.

14. Dd1×e2 Ld7—b5

Macht d3 zur Schwäche.

15. Sh3—f2

Nicht c3—c4 wegen Sd4 mit Bauerngewinn.

15. Le7—h4

16. Sf2—d1 Geboten war Td1 oder g3 L×g3, h×g3 S×g3 usw.

16. Db6—a6!

17. Sd1—f2 Lh4×f2+

18. De2×f2 Lb5×d3

Der erste materielle Erfolg einer umständlichen und zielverfehlten Spielweise.

19. Tf1—d1 c5—c4

20. Lf3—e2 Ld3×e2

21. Df2×e2 Da6—b6+

22. Kg1—h1

Weiß begibt sich in ein Mattnetz: richtig war Df2, und tauscht Schwarz auch die Damen, so ist es dann aber noch sehr schwer, den Gewinn herauszuschälen.

22. a7—a5

23. De2—c2! h5—h4!

24. b2—b3!+

Weiß ist ahnungslos vom dem Unwetter, das sich inzwischen über ihm zusammengeballt hat, doch ein jäher Blitz bringt ihn zur Wirklichkeit zurück.

24. Sc5—g8+

nebst Matt im nächsten Zuge.
(Anmerkungen von V. Sch.)